

REZENSION

Tobias Freimüller: Frankfurt und die Juden. Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945–1990

Tobias Freimüller: Frankfurt und die Juden. Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945–1990 (= Studien zur Geschichte und Wirkung des Holocaust, Bd. 1 & Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Band 28), Göttingen: Wallstein-Verlag 2020, 568 S., ISBN: 978-3-8353-3678-0, EUR 44,00.

Besprochen von Stefanie Fischer.

Tobias Freimüller präsentiert in seiner Habilitationsschrift *Frankfurt und die Juden. Neuanfang und Fremdheitserfahrungen 1945–1990* ein vielschichtiges Bild von Juden und Nichtjuden in den Nachkriegsjahren. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung stehen zentrale Akteur:innen in jüdischen Institutionen, das Wirken jüdischer Intellektueller und „eine über die Jahrzehnte sich wandelnde Erinnerungs- und Gedenkkultur“ in der Mainmetropole. Die Region dient dem Zeithistoriker als Brennglas, durch das er auf die jüdische Geschichte nach dem Holocaust und deren Beziehungen zur nichtjüdischen Umwelt blickt. Frankfurt, das vor dem Krieg um die 30.000 jüdische Gemeindemitglieder zählte, befand sich nach dem Niedergang des „Dritten Reiches“ in der amerikanischen Besatzungszone. Unter dem Schutz der amerikanischen Besatzer entstand hier ein Zentrum jüdischen Lebens, insbesondere jüdisch-intellektuellen Lebens. Von Frankfurt aus prägten Überlebende des Holocaust wie Marcel Reich-Ranicki, Remigranten wie Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, aber auch Kinder von Überlebenden wie Daniel Cohen-Bendit die Gesellschaft der „alten“ Bundesrepublik. Eine derartige Einzelfallbetrachtung eröffnet ein großes Spektrum an verschiedenen Perspektiven auf das jüdische Leben in der Bundesrepublik Deutschland und lässt allgemeine Rückschlüsse über jüdisches Leben in der Bonner Republik zu.

Freimüllers durchgehend sehr zugänglich geschriebene Studie kann zweifellos ein „Page-Turner“ genannt werden. Chronologisch vorgehend präsentiert der Autor den Leser:innen einleitend feingliedrig, wie aus den 100 bis 200 in Frankfurt verbliebenen Juden und Jüdinnen eine neue jüdische Gemeinde und Gemeinschaft entstand. Unter dem Schutz der amerikanischen Besatzer wurden wichtige jüdische Organisationen (wie die *United Restitution Organization* und *Jewish Restitution Successor Organization*) ansässig, die die Grundlagen für die Verstetigung jüdischen Lebens in Frankfurt schufen. Beeindruckend arbeitet Freimüller die strukturellen und personellen Herausforderungen heraus, die die vom Krieg gezeichnete Gemeinde zu bewältigen hatte. Beispielsweise musste die Frage geklärt werden, wer Mitglied in der Gemeinde werden und wer sich in ihre Ämter wählen lassen konnte. (S. 65 f.) Unter alliierter Besatzung verband sich die Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde auch mit Privilegien (dazu zählten der bevorzugte

Zuspruch von Wohnraum und leicht erhöhte Essensrationen), von denen auch Personen, die nicht eindeutig eine jüdische Herkunft nachweisen konnten, profitieren wollten.

Zu den Herausforderungen der Gemeinde zählte gleichwohl die Integration von osteuropäischen Juden und Jüdinnen, die sich selbst „She'erith ha-Pletah“ (der gerettete Rest) nannten und die zwischen 1946 und 1948 im *Displaced Persons Camp* im Frankfurter Stadtteil Zeilsheim Zuflucht fanden. Unter dem Schutz der Amerikaner lebten dort zeitweise mehr als 3.500 aus Osteuropa stammende Juden und Jüdinnen, die auf ihre Weiterreise in die USA bzw. nach Palästina warteten. Freimüller entwirft ein facettenreiches Bild von den sozialen Bedingungen und Lebensumständen der Lagerbewohner:innen sowie von deren ökonomischen Tätigkeiten. Dabei präsentiert er den Leser:innen erstaunliche Quellenfunde, beispielsweise macht er darauf aufmerksam, dass sich im Jahr 1946 unter den Bewohner:innen des Zeilsheimer *Displaced Persons*-Lagers auch Prostituierte befanden. (S. 51) Hier, aber auch an anderen Stellen im Buch, hätte sich die Rezensentin, nicht nur aus Eigeninteresse, eine bewusste Sichtbarmachung von jüdischen Frauen und deren Geschichte im Nachkriegsfrankfurt gewünscht. Ein solcher Zugang hätte zweifellos zu einem noch ausdifferenzierten Bild von jüdischem Leben in der Region beigetragen. Einige der Lagerbewohner:innen verblieben in Frankfurt und bauten dort – wenn auch anfänglich nicht für länger geplant – ein neues Leben auf. Die Integration von aus Osteuropa vertriebenen und zugewanderten Juden und Jüdinnen in die Frankfurter jüdische Gemeinde verlief freilich nicht ohne Spannungen.

Durch das gesamte Buch zieht sich die Frage, ob der Wiederaufbau der jüdischen Gemeinden in Frankfurt am Main als Erfolgsgeschichte gesehen werden kann. Dabei wird gerne auf die „erfolgreiche“ und gleichwohl wechselvolle Geschichte der jüdischen Remigrant:innen in Frankfurt verwiesen. Die Stadt Frankfurt und die Universität bemühten sich gleichermaßen um die Rückkehr jüdischer Intellektueller, die von den Nationalsozialisten hatten fliehen müssen. Einer der bekanntesten von ihnen war der Sozialphilosoph Max Horkheimer, der 1950 das Institut für Sozialforschung, nachdem es 1933 von den Nationalsozialisten geschlossen worden war, neu an der Universität Frankfurt gründete. Der in der deutschen Bevölkerung nach wie vor präsente Antisemitismus warf auch auf diese „Erfolgsgeschichte“ einen dunklen Schatten. Wie Freimüller formuliert, „drückt sich dies in einer ‚asymmetrischen Wahrnehmung‘ aus, wenn Nichtjuden Max Horkheimer nicht als aus dem Exil zurück gekehrten jüdischen Sozialphilosophen, sondern als ‚Repräsentanten linker Geisteskultur‘ sehen wollten.“ (S. 510) An Beispielen wie diesen arbeitet Freimüller überzeugend die Fremdheitserfahrungen von Juden und Jüdinnen im Land der Täter:innen heraus.

Selbstverständlich war die Geschichte von Juden und Jüdinnen im Land der Täter:innen auch immer Teil der Nachgeschichte des Nationalsozialismus. In den ersten Jahrzehnten nach Kriegsende erhielt die jüdische Gemeinde staatliche Mittel aus dem Wiedergutmachungsprozess, die sie beim Aufbau einer tragfähigen Finanzstruktur unterstützten. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus gehört aber auch die stets präsente Konfrontation mit antisemitischen An- und Übergriffen, wie dies zum Beispiel bei immer wiederkehrenden Friedhofsschändungen der Fall war. Der in der deutschen Bevölkerung nach wie vor präsente Antisemitismus trat besonders bei den Auseinandersetzungen um die Neubebauung des Stadtteils Westend in den 1970er Jahren ans Tageslicht. Im Mittelpunkt dieser Anfeindungen stand Ignatz Bubis, der von 1965 bis

1973 Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde und in der Immobilienbranche tätig war. Bubis musste ertragen, wie linke Demonstranten sich antisemitischer Klischees im „Frankfurter Häuserkampf“ bedienten, indem sie Plakate hochhielten, auf denen antisemitische Darstellungen eines „jüdischen Spekulanten“ abgebildet waren. Auch der Schriftsteller Rainer Werner Fassbinder bediente sich in seinem umstrittenen Stück *Der Müll, die Stadt und der Tod* (1976) antisemitischer Klischees in seiner Darstellung der Hauptfigur eines Immobilienspekulanten, den er als „reichen Juden“ einführte. Kritiker des Stücks sahen darin einen Bezug zu Bubis Tätigkeit in der Immobilienbranche hergestellt. Antisemitische Vorfälle wie diese machten deutlich, dass nationalsozialistisches Gedankengut noch lange in den Köpfen nichtjüdischer Deutscher fortwirkte.

Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus und zur Begegnungsgeschichte von Juden und Nichtjuden gehört zweifellos auch die stete Einforderung von „Versöhnung“ von nichtjüdischer Seite, noch bevor eine Auseinandersetzung über die Vergangenheit, die eine Benennung der Täter:innen einschließt, einsetzte. Die Literaturwissenschaftlerin Irmela von der Lühe sprach in diesem Zusammenhang treffend von einem „Versöhnungsdiktat“, mit dem sich Juden und Jüdinnen konfrontiert sahen. Die einseitigen Rufe nach Versöhnung schlossen meist eine Forderung nach einer „Normalisierung“ des Verhältnisses zur nationalsozialistischen Vergangenheit mit ein. In Skandalen, wie um Fassbinders Theaterstück, zeigte sich schnell, dass sich hinter den Forderungen nach „Normalisierung“ auch Rufe verbargen, in einem Theaterstück auf einer öffentlichen Bühne sagen zu dürfen, dass einer der Protagonisten in der Gaskammer sterben soll. (S. 468)

Als Salomon Korn im Jahr 1986 das neue jüdische Gemeindezentrum mit den Worten „Wer ein Haus baut, will bleiben“ eröffnete, schien ein wichtiger Schritt in der Verstetigung jüdischen Lebens in der Mainmetropole vollzogen. Kurz darauf stellte der Zusammenbruch der Sowjetunion die Gemeinde vor neue große organisatorische und strukturelle Herausforderungen. Mit der Aufnahme von mehr als 2.000 sogenannter Kontingentflüchtlinge in den 1990er Jahren schlug die jüdische Gemeinde ein neues Kapitel seiner wechsellvollen Migrations- und Integrationsgeschichte auf. (S. 502)

Tobias Freimüllers Qualifikationsschrift, die im Jahr 2020 als erster Band in der neu etablierten Reihe *Studien zur Geschichte und Wirkung des Holocaust* beim Wallstein Verlag in Göttingen erschienen ist, wurde 2019 zurecht mit dem *Rosl und Paul Arnsberg-Preis* der Stiftung Polytechnische Gesellschaft ausgezeichnet. Der Zeithistoriker hat damit sein Ziel erreicht, die „sichtbaren Grenzen zwischen einer allgemeinen Zeitgeschichtsschreibung und einer zunehmend ausdifferenzierten *Jewish History* zu überwinden und zu beiden Forschungsfeldern einen Beitrag zu leisten.“ (S. 11) Studien wie diese von Tobias Freimüller zeigen, dass jüdische Geschichte immer auch ein integraler Teil der Geschichte der Bundesrepublik ist. Es besteht kein Zweifel daran, dass Freimüllers ausgewogene Studie weitere Studien zur Geschichte von Juden und Jüdinnen in der

¹ Von der Lühe, Irmela: Zwischen Dialogangebot und Versöhnungsdiktat. Jüdisch-deutsche Begegnungen in Literatur und Theater der Nachkriegszeit, in: Fischer, Stefanie/Riemer, Nathanael/Schüler-Springorum, Stefanie (Hg.): Juden und Nichtjuden nach der Shoah. Begegnungen in Deutschland (= Europäisch-Jüdische Studien, Bd. 42), Berlin/Boston 2019, S. 129–140, hier S. 130.

bundesrepublikanischen Gesellschaft anregen wird, auf die sich die Leser:innen gespannt freuen können.

Zitiervorschlag Stefanie Fischer: Rezension zu: Tobias Freimüller: Frankfurt und die Juden. Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945–1990, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 15 (2021), 29, S. 1–4, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_29_fischer.pdf [dd.mm.yyyy].

Zur Rezensentin Dr. Stefanie Fischer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin.